

Kultur & Gesellschaft



Astronauten-Iglus 1700 Meter über Meer stehen im Wallis 15 Zelte der Nasa – mit offenem Dach für Sterngucker. 31

«Ich hasse den Titel «Grande Dame des Theaters», ich will nicht stillstehen»

Maria Becker gehört zu den ganz Grossen des deutschsprachigen Theaters. Heute feiert sie ihren neunzigsten Geburtstag. Und noch immer liebt sie die Tournee, das Unterwegssein - und engagiert sich politisch.

Mit Maria Becker sprach
Alexandra Kedves

Frau Becker, als Sie sich 1938 nach Zürich bewarben, ahnten Sie kaum, dass Sie hier einmal Ihren Neunzigsten feiern würden.
Erst war Zürich für mich eine Notlösung. Als «Mischling» hatte ich Schwierigkeiten im Hitler-Reich. Zürich hielt ich für provinziell und betrachtete es als Intermezzo in meiner Biografie. Aber durch die vielen Flüchtlinge wurde das Schauspielhaus ein regelrechtes Juden- und Kommunistentheater, und es hatte ein hochkarätiges Ensemble. So grossartige Schauspieler wie etwa Therese Giehse gibt es heute gar nicht mehr. In Zürich entstand ein politisches Theater mit einem klaren Ziel und einem klaren Feind. Es war die grosse Zeit des Zürcher Theaters. Und ich habe hier dann eine Art Heimat gefunden, selbst wenn ich mich nicht als Zürcherin fühle - auch nach sieben Jahrzehnten nicht.

Was bedeutet Zürich für Sie heute?
Es ist mein Anker, das wunderbare Haus hier, das wir seit 1956 haben, ist mein Hafen; und die Stadt hat eine phänomenale Lebensqualität. Aber ich könnte auch anderswo leben. Ich habe viele Lieblingsorte - in Italien, England, Österreich. Manche meiner elf Enkel wohnen in England, manche in Deutschland, manche wieder woanders. Ich bin - wenn ich mich überhaupt auf diese Weise definieren soll - Europäerin.

Vermissen Sie das politische Engagement und das künstlerische Handwerk im Gegenwartstheater?
Ja, das ist kein Geheimnis. Das Theater von heute interessiert mich nicht, und ich mag nicht mehr darüber sprechen. Lieber besuche ich ein Museum, schaue eine politische Sendung im Fernsehen oder gehe ins Kino: Bis jetzt war ich noch nie in einem 3-D-Film - das würde mich sehr reizen!

Bereits in den 50ern hatten Sie ein Unbehagen am Regietheater. Darum gründeten Sie gemeinsam mit anderen die bis heute existente Schauspieltruppe Zürich. Vertrauen Sie dem Medium Theater noch?
Auf jeden Fall! Wir gehen ja auch heute noch auf Tournee, und ich liebe das Unterwegs sein, aus dem Koffer leben: Das war immer mein Traum und ist es bis heute, auch wenn es aus gesundheitlichen Gründen, mit Krücken, schwieriger für mich geworden ist.



Man spricht von ihr als «der Legende des Theaters»: Maria Becker mit Hund Vasty in ihrer Wohnung im Zürcher Seefeld. Foto: Sophie Stieger

Theater kann nicht die Welt verändern. Aber ist es nicht schon eine ganze Menge, wenn es die Menschen verändert, die mitspielen? Ich spiele sehr gern, und in letzter Zeit habe ich auch grosse Freude daran, Lesungen zu machen. Ich hasse den Titel «Grande Dame des Theaters»: Ich will nicht wie eine Statue stillstehen und in die Vergangenheit zurückblicken. Ich bin eine Charakterchauspielerin und schau nach vorne, zum nächsten Auftritt.

Was würden Sie gerne spielen?
Die Irrenärztin in Dürrenmatts «Die Physiker». Es ist sein bestes Stück

und leider immer noch brandaktuell. Ich habe diese Rolle früher sehr gern ausgefüllt und hatte es dem Schauspielhaus jetzt auch vorgeschlagen; schade, dass das nicht ging. Ein anderer

«Theater kann die Welt nicht verändern. Aber ist es nicht eine ganze Menge, wenn es die Menschen verändert, die mitspielen?»

Wunsch von mir wäre es, wieder einmal im Hechtplatz-Theater aufzutreten. Ich finde den Raum wunderbar und gab dort einmal die Rolle, die mir vielleicht am nächsten lag; die Pöppel in Esther Vilars «Die Antrittsrede der amerikanischen Pöppel». Aktiv sein wie diese Frau, die es wagt, allen entgegenzutreten, Verantwortung übernehmen: Das sind Werte, die ich während meiner Internatszeit auf der Insel Juist gelernt habe, und mir scheint, dass das den Kindern heute nicht mehr beigebracht wird.

Was würden Sie den Menschen als «Pöppel» sagen wollen?
Mein wichtigstes Anliegen ist die Klimaerwärmung. Man muss mehr tun. Es ist beängstigend, wie wenig geschieht! Ich glaube nicht, dass es möglich und nötig ist, alle Autos zu verbieten. Aber zum Beispiel den Gebrauch von riesigen Geländewagen in der Stadt einzuschränken, wäre unterstützenswert. Die Umwelt ist in Gefahr, und es wird nur geredet. Wir sollten auch mehr Verantwortung für Tiere übernehmen. Ich setze mich für die Stiftung «Tier im Recht» ein, eine fabelhafte Institution. Dort arbeiten sehr motivierte Leute, und das ehrenamtlich. Leute von diesem Schlag braucht die Welt.

Sind Sie enttäuscht?
Nein. Ich habe mich ausgesöhnt - selbst mit meinem Vater, der samt meiner Schwester eines Tages einfach aus meiner Kindheit verschwand. Auch mit meinem früheren Mann, seiner jetzigen Frau und seiner Tochter verstehe ich mich sehr gut. Für Bitterkeit habe ich nichts mehr übrig. Dafür ist das Leben zu schade.

Das Schauspielhaus feiert Maria Becker an ihrem 90. Geburtstag, heute Donnerstag, im Pfauen (20 Uhr) mit Wort und Musik. Ausverkauft.

Becker-Biografie

Zeugnis einer Lebenshaltung

Erst mit sechzig klug geworden: Maria Becker präsentiert eine packend und freimütig erzählte Autobiografie.

Illustre Namen sind in Maria Beckers Lebenserinnerungen zu erwarten: 1938, 18 Jahre jung, kam sie ans Zürcher Schauspielhaus. Sie spielte unter Oskar Wälterlin, Kurt Hirschfeld, Leopold Lindtberg, mit Marianne Hoppe und Artilla Hörbigger stand sie auf der Bühne, mit Therese Giehse und Friedrich Dürrenmatt war sie befreundet. Vielen anspruchsvollen Frauenrollen des klassischen und modernen Theaters hat die Charakterchauspielerin mit ihrer legendären Bühnenpräsenz Plausibilität verliehen.

Auf die beruflichen und privaten Beziehungen wirft die rechtzeitig zum 90. Geburtstag erschienene Autobiografie einen betont freimütigen Blick. Bekannt für ihre stets den Gebrauch der Ver-

nunft einfordern Lebenshaltung präsentiert Maria Becker eine engagierte und ungeschönte Auseinandersetzung mit den Glanzzeiten und Tiefpunkten ihres bewegten Lebens.

Im Internat das Theater entdeckt

Als «einsam» und «gesprächlos» beschreibt Becker ihre Kindheit als Tochter von Schauspielerelementen, situiert in einer noblen Berliner Wohngegend. Als sie vier Jahre alt war, verliess ihr Vater Theodor Becker die Familie. Ohne eine Erklärung nahm er auch das geliebte jüngere Schwesterchen mit. Das Buch setzt ein mit dieser traumatischen Verlusterfahrung, aus der Kinderoptik als «Entführung der Schwester» geschildert. Erst die Internatszeit brachte die «Rettenung aus der Einsamkeit».

Die Zivilcourage, den Mut zur eigenen Meinung und auch die Liebe zum Theater habe sie auf der ostfriesischen Insel Juist entwickelt, in der reformpädagogisch geführten «Schule am Meer». Der faschistische Vormarsch brachte die als halb jüdisch abgestempelte

Schauspielstudentin schliesslich von Wien über London nach Zürich.

Hier folgten weitere prägende Lebenskapitel: das Engagement in der Emigrantengemeinde, die abenteuerliche Flucht der Mutter, die Ehe mit dem Schauspieler Robert Freitag, die Geburt der drei Söhne, die Unzufriedenheit mit dem neuen Regietheater und die Gründung der berühmten «Schauspieltruppe Zürich». Auch Liebschaften und Enttäuschungen sparen die auf Gesprächsprotokollen basierenden Lebensaufzeichnungen nicht aus. Eine schwere Schicksalsprüfung durchlitt Becker nach dem Selbstmord ihres ältesten Sohnes. Ihre Lebens- und Arbeitsgemeinschaft in einer kulturell aktiven Patchworkfamilie schätze die unermüdete Zeitgenossin heute als klug erkämpfte Bereicherung.

Monika Burri

Maria Becker: Schliesslich ist man doch jeden Abend ein anderer Mensch. Mein Leben, Pendo-Verlag, Zürich 2009. 286 S., ca. 35 Fr.

Ein Weltklasse-Orchester in Zürichs Tonhalle

Das New York Philharmonic unter Alan Gilbert und der Pianist Yefim Bronfman begeisterten das Publikum.

Festlich gespannte Erwartung im ausverkauften Saal: Das Tonhalle-Publikum ist zwar verwöhnt von «seinem» Orchester. Aber die Philharmoniker aus New York, das älteste Sinfonieorchester Amerikas und eines der «Big Five», dem Dirigierlegenden wie Mahler, Mengelberg, Toscanini und Bernstein vorstanden und das jetzt mit seinem neuen, jungen Chef Alan Gilbert auf Europatournee ist: Da erwartet man etwas ganz Besonderes. Und man bekam es.

Zuerst allerdings stahl der Solist dem Orchester die Schau. Sergei Prokofjews Zweites Klavierkonzert (1913, revidiert 1924) gehört zum Anspruchsvollsten, was für das Instrument überhaupt geschrieben wurde. Allein wegen der monströsen Kadenz im ersten Satz machen auch technisch versierte Pianisten lieber einen grossen Bogen um das Stück; selbst der Komponist fluchte, als er es für die Uraufführung lernen musste. Yefim Bronfman waren die Mühen nicht anzumerken. Er ist recht massiv gebaut, aber mit überraschend zarten Fingern ausgestattet. Prokofjew-Spieler sollten nach allgemeiner Überzeugung über Eisenfinger verfügen: Es geht aber offensichtlich auch anders. Bronfman ging das Konzert dezidiert gesanglich, ja lyrisch an. Er liess aus den Akkordtürmen, die er quer über die Klaviatur schieben musste, immer wieder zentrale Töne herausstrahlen, verband sie zu Linien, liess Melodien aufblühen, wo man sich bei Betrachtung der Noten in einem wüsten Stoppelfeld wähnt.

Prokofjew war ein junger Wilder, als er das Stück schrieb, voller Übermut und Provokationslust; und diese Seite kam bei Bronfman auch nicht zu kurz. Die rasenden Sechzehntel im zweiten Satz; die «barbarischen» Tontrauben, die Übergriffe, die Glissandi im dritten und natürlich die berühmte Kadenz, in der das Auge zwei Hände arbeiten sieht, das Ohr aber sagt, es müssten mindestens drei sein - bei diesem Ausnahme pianisten schlug die pianistische Quälerei in schieres Staunen, in reine Überwältigung um.

Der letzte Romantiker

Rachmaninows Zweite Sinfonie von 1907 ist kaum älter, gehört aber viel stärker der romantischen Tradition an als eines deren letzten bedeutenden Werke. Alan Gilbert liess die starke Verbundenheit mit Tschaikowsky spüren, in der Struktur, im Gestus und in der Atmosphäre. «Mütterchen Russlands gesammelter Weltweh in e-Moll» hat man das Stück spöttisch genannt. Daran stimmt, dass es hier weniger um scharf konturierte Themen und ihre Verarbeitung geht als um Stimmung. Wer will, darf die Sinfonie als Filmmusik hören, aber eben nicht als funktionale, als Begleitmusik, sondern suggestiv: Man muss sich seine Bilder selber machen.

Das Bild einer rasenden Jagd im zweiten Satz etwa, auf die Gilbert seine riesige Truppe mit knappsten Gesten schickte. Ganz anders der schwelgerische dritte Satz, in dem Rachmaninow die ohnehin dominierenden Streicher noch mehrfach geteilt hat: Hier konnten dem Dirigenten die Gesten gar nicht ausladend genug sein, um die Klänge auf- und abschwellen zu lassen. Gilbert ist kein Showman, aber ein visueller Tongestalter, der das, was er hören möchte, vormodelliert: ein Skulpteur der Luft. Und ein freundlich fordernder: Geht es nicht noch intensiver?, scheinen seine Hände immer wieder zu fragen, und das Orchester antwortet: Ja, es geht.

In dieser Form, mit diesem fantastischen Dirigenten müssen die New Yorker die Last der Tradition nicht fürchten. Das Zürcher Publikum zeigte seine Begeisterung ungewöhnlich deutlich und erklatschte sich zwei Zugaben: Bernstein und - Tschaikowsky. Martin Ebel